

# Der Mann von Eisen.

Roman aus Christophers Schredenstagen von Fritz Stawronnet.

## (7. Fortsetzung.)

„Aber, liebste Mutter, bedenk doch! Ich würde sonst mit keinem Wort dran rühren. Du mit deinem Gebrechen! Die Mädchen müssen alle weg. Die Frauen werden wahrscheinlich sich auch in Sicherheit bringen. Wer soll deine Pflege und Aufwartung übernehmen?“

„Niemand, mein Sohn,“ rief Frau Stutterheim laut aus, „fügte sich mit den Händen auf die Lehnen ihres Sessels und stand auf.“

„In sprachlosem Erschrecken trat Wolf einen Schritt zurück. „Mutter!“

„Reich mit meine Waffen, mein liebes Kind!“

Christel stand schon mit zwei Stöcken neben ihr. Die ergriff sie und trat vorwärts. Christels Unterstützung mit einem Blick zurückweisend, von ihrem Fahrstuhl auf den Fußboden. „Eins, zwei, eins, zwei,“ zählte sie laut und marschierte mit kurzen Schritten durch die Stube.

„Mutter,“ rief Wolf noch einmal so laut, daß einige Saiten in dem alten Klavier mitschwingen. Dann sprang er auf sie zu und sagte sie um und nahm sie auf seine Arme.

Nicht so stürmisch, mein Junge! Ich wollte euch mit dem Parade-marsch erst überraschen, wenn Kurt auch hier wäre, aber nun —

„Hier ist er,“ sagte eine tiefe Stimme, die vor Witterung zitterte, von der Gartentür her.

Die Söhne hatten die Mutter zu beiden Seiten untergefaßt und wanderten langsam mit ihr in der Stube hin und her, während sie erzählte, wie sie schon nach den ersten Tagen einen Erfolg verspürt hätte. „Aber es ist wirklich eine Pferdekur, Kinder.“

Die Frau rief und knietete und zog meine Beine gerade, während von unten ein Kohlenbecken eine unerträgliche Hitze ausströmte. Schon nach acht Tagen konnte ich allein ohne Hilfe meine Beine gerade ausstrecken. Zwei Tage später hob sie mich wie eine Puppe auf und stellte mich auf die Füße. Na, und dann ist es langsam so weitergegangen.“

„Jetzt müssen wir erst recht darauf dringen,“ meinte Kurt, „daß du zu einem tüchtigen Arzt fährst, der dich ganz gesund macht. Entweder nach Königsberg oder noch besser gleich nach Berlin.“

„Ja, Mutter, das mußt du jetzt tun,“ fiel auch Wolf ein.

„Was ich muß oder nicht, das bestimme ich allein, meine Herren Söhne. Ich bleibe hier bei der Frau, die mir den Gebrauch meiner Beine wiedergegeben hat. Und nun haltet gefälligst davon den Schnabel, sonst werde ich ungemütlich.“

Sie hatte es in lautmächtigem Ton gesprochen, aber die Söhne wußten, daß jedes weitere Wort vergebens war.

„Du, Wolf,“ fuhr die Mutter fort, „du holst jetzt ein paar Weichfüße aus dem Keller und läßt sie kaltstellen, damit wir nachher meinen Parade-marsch begeben und auf den Sieg unserer Truppen trinken können.“

Als Wolf seine Ruffen ausgelassen hatte, stand das Abendrot auf dem Tisch. Frau Stutterheim ging allein an Kurts Arm in das Schlafzimmer. Er erzählte: „Ich bin mit eurem Auto gekommen, Christel, deine Mutter war in der Stadt. Sie läßt dir sagen, du müchtest dich noch heute abend einfinden, morgen ganz früh soll abgefahren werden. Ich werde dich nachher nach Hause begleiten, um von den Deinen Abschied zu nehmen.“

Christel hatte den Kopf gesenkt, und die anderen glaubten, sie wolle ihre Tränen verbergen. Aber als sie das Gesicht hob, strahlten ihre Augen.

„Ich will wohl mit dir auf eine Stunde nach Hause gehen, aber nur, um meinen Eltern zu sagen, daß ich hier bei eurer Mutter bleibe!“

Ein stolzer, freudiger Blick flog in diesem Moment aus Frau Stutterheims Augen zu ihrem Ältesten hinüber, der ihn mit einem leisen Kopfnicken beantwortete. Dann freudig er seine Hand über den Tisch hinüber Christel entgegen.

„Ich danke dir herzlich für deinen guten Willen, aus dem die Liebe zu unserer Mutter spricht. Aber das können wir nicht annehmen. Nein, Christel, du mußt selbst einsehen, daß ich deinen Eltern gegenüber die Verantwortung nicht übernehmen kann, weil ich nicht weiß, ob ich dich werde beschützen können.“ Seine Stimme bebte ein wenig. „Nicht wahr, Mutter?“

„Nein, mein Sohn, ich bin anderer Meinung! Ich glaube ja nicht, daß Christels Eltern ihre Einwilligung dazu geben werden, aber wenn sie es tun sollten, mein Kind, dann nehme ich dein hochherziges Anerkennen dankbar an. Ich werde dich zu schützen wissen, und du wirst hier unter meinem Schutz ebenso sicher sein wie in Berlin.“

Mit einem Jubelruf sprang Christel auf und warf sich der alten Dame an die Brust, die ihr einen Kuß auf die Stirn drückte und ihr sanft über das Haar strich.

„Christel, Christel, du gehst einen

schweren Gang!“ meinte Kurt, als sie sich nach Andreaswalde auf den Weg machten.

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte sie mit trauriger Stimme.

„Sprich nicht aus, was du denkst. Wir verstehen uns. Ich meine, daß du dich täuschen wirst.“

Als sie das Haus verließen, stand Wolf vor seinen Gutsarbeiten. „Zu stellen es euch vollkommen frei, hier zu bleiben oder wegzuziehen. Ein Teil wird ja sowieso nicht hier bleiben.“

„Ja, gnädiger Herr, wir sind acht Mann, die schon morgen zur Fährne wegmüssen,“ rief ein junger Knecht.

„Ihr kommt morgen früh, ehe ihr abmarschirt, noch einmal zu mir. Ich will euch noch einen Zehrpennig auf den Weg mitgeben. Für die Frauen und Kinder der Verbeirateten sorge ich. Darauf könnt ihr euch verlassen.“

„Wir verlassen uns auch darauf, gnädiger Herr,“ rief derselbe Knecht wieder.

„Na, und wie ist es mit euch anderen?“

Der Kämmerer nahm die Mütze ab und trakte sich hinter dem Ohr. „Man weiß nicht recht, gnädiger Herr. Man möchte auch bleiben, man möchte auch nicht bleiben. Aber wir haben so unter uns gesprochen: Wenn die Herrschaft hierbleibt, bleiben wir auch. Es muß doch ein bißchen Arbeit getan werden. Und für das Vieh muß doch gesorgt werden.“

Wolf nahm seine Mütze ab und steckte dem Kämmerer die Hand entgegen. „Ich danke euch für das Wort, Klepka. Ich bleibe hier und meine Mutter auch. Wir können ja nicht wissen, wie sich der Krieg wenden wird. Vielleicht bekommen wir unsere Soldaten hier ins Quartier, und dann müssen wir erst recht hier sein, um sie gut aufzunehmen und zu versorgen. Nun geht nach Hause, wir werden schon mit einander durchhalten. Noch eins: Wer irgend was von Wertstücken hat, ein altes Erbstück oder Papiere, oder irgendwelche Dokumente, dann mir das morgen früh bringen. Ich schide morgen alles weg. Klepka, die Fahrt können Sie machen. Sie nehmen die Vorderperde vom Kutschgespann und fahren langsam durch bis Löben. Denn mit der Bahn werden Sie nicht wegfommen. Versehen Sie sich also genügend mit Futter. Gute Nacht, Leute, geht mit Gott!“

„Gute Nacht, gnädiger Herr, und wir danken auch.“

Er trat in die Stube zurück. „Die Leute bleiben alle, Mutter. Ich habe es nicht anders erwartet. Aber nun will ich doch einiges in Sicherheit bringen, was sich nicht weit fortzuschaffen läßt und was man doch ungern verlieren würde. Ich weiß bloß noch nicht, wohin.“

„Das will ich dir sagen, mein Junge. Dein Großvater hat während der polnischen Revolution im Jahre dreihundachtzig ein Versteck im Keller eingerichtet, in dem er immer zwei bis drei polnische Flüchtlinge beherbergte, bis er ihnen weiterhelfen konnte. Es ist das letzte Ende des Kellers nach diesem Stiel zu. So breit wie diese Stube. Kein Mensch ahnt, daß sich der Keller noch weiter fortsetzt. Ich glaube, da stehen noch ein paar Bettstellen und sogar einige alte Möbel drin. Für Luft ist durch ein Rohr, das nach außen führt, und einen Abzug in der Wand, der oben auf der Lucht mündet, gesorgt. Die Tür ist mit schmalen Ziegelsteinen so geschickt verblendet, daß sie wie ein Stück Wand aussieht. Führ mich mal an meinen Schreibisch, da habe ich die genaue Beschreibung drin.“

Eine Viertelstunde später ging Wolf mit einer Laterne in den Keller. „Das ist ja ein vorzügliches Versteck, Mutter,“ sagte er lachend, als er wieder heraufkam, „das findet kein Knecht auf. Da werde ich alles einschaffen.“

Auch Betten und Lebensmittel, daß ihr im Notfall dort verschwinden könnt.“

Die Sonne war hinter einer hohen, dunklen Wolke untergegangen, die ein Gewitter für die Nacht ankündigt schien, denn sie stieg schnell höher. Flächenblitze zuckten in ihr auf, und ab und zu machte sich schon ein dumpfes Grollen bemerkbar. Heiß und schwül lag die Luft über der Erde. Von der Wiefe her tönte unermüdlich der scharfe Ruf des Wachtelkönigs.

Schweigend schritten Kurt und Christel nebeneinander, beide mit ihren Gedanken beschäftigt. Im Guts-hause brannte nur im Wohnzimmer eine Lampe, an der Grete allein mit einem Buche saß. Als die Tür aufging, sprang sie auf und begrüßte Kurt stürmisch. „Aber, Herr Leutnant, weißt du nicht, daß mobil gemacht ist?“

„Jawohl, mein Liebling, deshalb habe ich ja noch für heute nacht Urlaub bekommen, um von Mutter, Bruder und euch Abschied zu nehmen. Wo stehen denn die anderen?“

„Der Vater hat sich schon zu Bett gelegt. Er ist jetzt immer so müde. Die Mutter ist mit Hanna und Hedwig oben. Sie packen noch. Die Mutter will nicht hier lassen. Morgen früh soll's losgehen. Ich möchte am liebsten hierbleiben. Das muß doch furchtbar interessant sein, wenn wir

hier Einquartierung bekommen. Von den Russen oder von unseren Truppen!“

„Du entschuldigst mich wohl, Kurt,“ unterbrach Christel ihren Redefluß, „ich muß zur Mutter hinaufgehen. Grete wird dich ja sehr eifrig unterhalten.“

„Ja, geh man,“ erwiderte ihr die Kleine etwas schadenfroh, „die Mutter hat schon gesagt: Unser Fräulein Tochter will wohl in Daltowen bleiben?“

„Sag mal, Schwesterchen,“ forschte Christel, „hat sie das im Ernst gemeint?“

„Das weiß man bei der Mutter doch nie! Ich höre bloß, wie sie für Hanna sagte: Wie ich tante Mathilde kenne, wird sie nicht fliehen.“

„Da hat deine Mutter recht, Kleinsch,“ erwiderte Kurt, als Christel hinausgegangen war. „Meine Mutter und Wolf bleiben in Daltowen.“

Grete verzog schmolmenden Mund. „Weshalb nennst du mich immer noch Kleinsch? Ich bin doch schon zwölf Jahre alt. Und alle Fremden sagen schon Sie zu mir und gnädiges Fräulein.“

Kurt lachte. „So werde ich allerdings nicht sagen, denn ich bin kein Fremder. Aber ich werde dich Schwesterchen und sogar liebes Schwesterchen nennen. Ist dir das recht?“

„Meinetwegen. Dann werde ich jetzt zu dir Bruder Leutnant sagen.“

Kurt nickte lächelnd, setzte sich neben sie und nahm ihre langen, blonden Zöpfe in die Hand. „Was für schönes Haar du hast, liebes Schwesterchen!“

Grete lachte geschmeichelt. „Das sollst du mal aufgelöst sehen! Wie ein dichter Schleier hängt es um mich herum. Und wenn das Haar nicht so fein wäre, würden die Zöpfe noch viel dicker aussehen.“

„Sag mal, Gretelchen, du bist doch nicht nur ein liebes, sondern auch ein kluges Mädel. Würde es dir nicht möglich sein, deine Schwester Hedwig davon zu benachrichtigen, daß ich hier bin und sie gern sprechen möchte?“

„Na, das ist doch nicht schwer!“

„Ja, ich möchte aber nicht, daß die Mutter und Hanna es merken.“

„Ach so,“ erwiderte Grete schelmisch, „du müchtest sie so klammheimlich unter vier Augen sprechen und einen gerührten Abschied fürs Leben nehmen.“

„Ja, Schwesterchen, es kann ein Abschied fürs Leben werden. Und da du so verständlich bist, will ich es dir anvertrauen, daß ich Hedwig gern noch einen Kuß geben möchte.“

Grete machte ein pfliffiges Gesicht. „Allo heimliche Verlobung; aber Kriegstrauung noch nicht, nein?“

„Du bist ein kleiner, lieber Schelm, Schwesterchen. Aber nun bedenk mal, was für ein Zutrauen ich zu dir habe. Ich will es dir offen sagen, daß ich Hedwig fürchtbar lieb habe. Und nun sollte ich in den Krieg ziehen, ohne zu wissen, ob sie mich auch ein bißchen lieb hat? Dem mal, was das für ein Glück für mich wäre, wenn ich die Gemüthsmitteilung mit mir nehmen könnte, daß Hedwig mir auch gut ist und auf mich warten will, bis ich wiederlehre... oder auch nicht.“

Grete ward ernst geordnet. Ihre Augen schimmerten feucht, und sie mußte erst ein paarmal schlucken, ehe sie sagen konnte: „Ich hole dir die Hedwig runter, ohne daß einer was merkt.“

„Und dann läßt du uns ein paar Minuten allein, nicht wahr, liebes Schwesterchen?“

Der Schelm blinzte wieder in ihren Augen auf. „Auch das noch! Na, wenn ich schon A gesagt habe, muß ich auch noch B sagen.“

Nach einer Weile trat Hedwig ein und wurde rot, als sie Kurt am Tisch stehen sah. Ihr Gesicht sagte ihr ganz deutlich, weswegen er gekommen war. Zögernd blieb sie an der Tür stehen. „Du willst wohl Abschied nehmen?“

Er trat auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. „Ja, und dazu kannst du mir wohl die Hand geben.“

„Das ist doch selbstverständlich,“ sagte er mit einem leisen Lächeln. „Ich gebe dir ja immer die Hand zur Begrüßung oder zum Abschied.“ Sie reichte ihm die Hand hin. Er hielt sie fest und legte seine Hand darauf. Der Schelm in ihr wachte auf. „Soll es so feierlich werden?“

„Ja, Hedwig, es kann ein Abschied für immer werden, und deshalb möchte ich dir doch für alle Fälle sagen, daß ich dich sehr lieb habe, daß ich dich schon in meinem Herzen geraden habe, als du noch mit kurzen Kröden und langen Zöpfen herumspangst.“

Die Hand, die sich noch vor einem Augenblick hatte zurückziehen wollen, blieb still zwischen seinen Händen liegen. Er fuhr fort: „Ich hätte sonst noch ein paar Jahre gewartet und still mit dir gemordet, aber die Zeit, in der wir leben, muß es entschuldigen, daß ich die beim Abschied sage, wie lieb ich dich habe, damit du es weißt, wenn ich fallen sollte. Und jetzt will ich nur die eine Frage an dich richten: Ob ich nach dem Kriege, wenn ich gesund wiederkehren sollte, dieselbe Frage an dich richten darf, ob du mich auch ein bißchen lieb hast? Ob du mein liebes, geliebtes Weib werden willst?“

„Das kann sie dir doch gleich sagen,“ erlörnte Gretes Stimme durch den Spalt der Tür, die Hedwig hin-

ter sich nicht geschlossen hatte. Kurt mußte unwillkürlich lächeln. „Eigentlich hat Grete recht, nicht wahr? ... Hedwig!“ Er zog sie an sich und legte den Arm um sie.

„Nun geht euch schnell noch ein paar Küsse,“ zischelte Grete durch den Türspalt. „Die Mutter kommt gleich runter, ich höre sie schon!“

Da zog Kurt seinen Herzensschmerz an sich, hob ihm das Kinn und küßte ihn auf den Mund. „Dorf ich dir schreiben? ...“

„Ja.“

„Wirst du auch schreiben?“

„Ja, gern!“

„Nuttchen,“ hörten sie an der Tür Grete laut rufen. „Kurt ist gekommen, Abschied zu nehmen. Er will aber gern noch ein Weichlein warten, wenn du nicht Zeit hast. Noch ein Weichlein soll er warten? Ich werde es ihm bestellen und ihm Gesellschaft leisten.“

Gleich darauf stürmte sie ins Zimmer und umschlang beide mit ihren Armen. „Na, habe ich das nicht fein gemacht, Herr Schwager in spe? Aber nun geht euch schnell noch ein paar Küsse, und dann muß Hedwig verschwinden. Sie kann ja nachher wieder reintommen.“

Raum hatte sich die Tür hinter Hedwig geschlossen, als von der anderen Seite die Mutter herentrat, hinter ihr Christel, auf deren Gesicht die helle Freude zu lesen war, und Hanna, bleich, abgepannt, mit müden, dunkel umrandeten Augen, die das Lachen verlernt zu haben schienen.

„Guten Abend, Kurt. Nicht wahr, du bleibst noch ein Stündchen bei uns? Kinder geht uns noch ein Glas Wein. Bei der Aufregung kann man doch nicht schlafen. Sag mal, was hältst du davon? Christel will nicht mit uns fliehen, sondern bei deiner Mutter bleiben. Ich habe ihr schon die Erlaubnis dazu gegeben. Des Menschen Wille ist kein Himmelreich. Und Unkraut verdirbt nicht.“

„Mutter wird dir dafür sehr dankbar sein, Tantchen.“

„Na ja, das ist ja auch die Hauptsache und der Grund, weshalb ich ohne große Bedenken ja gesagt habe. Wir fahren morgen früh ab, d. h., wenn nichts dazwischen kommt. Unser Vater ist so tomsch geworden. Er will durchaus nicht weg. Wie lange hast du Urlaub?“

„Morgen ganz früh muß ich beim Regiment sein, Tantchen.“

„Na, könntet ihr hier nicht die Grenze besetzen und die Russen nicht rein lassen?“

„Dafür kann ich dir beim besten Willen nichts sagen.“

In demselben Augenblick öffnete Grete die Tür und rief ins Zimmer hinein: „Bruder Leutnant, Wolf will dich am Telefon sprechen.“

Als Kurt nach wenigen Minuten zurückkam, sagte er: „Nun kann ich schon deine Frage beantworten, Tantchen! Jawohl, unser Bataillon rückt noch in dieser Nacht aus. Aber nicht bis an die Grenze. Wir wollen den Berggründen hinter Andreaswalde besetzen. Ihr bekommt also morgen in aller Frühe Einquartierung. Ich muß sofort nach der Stadt zurück. Wolf schickt mir das Fuhrwerk hierher und morgen früh sehen wir uns wieder!“

„Dann fahren wir auch noch nicht weg,“ entschied Frau Breitshneider. „Wir wollen es gleich dem Chauffeur sagen lassen. Uebrigens, Kurt, er kann dich ja nach der Stadt fahren. Dann kann Christel mit eurem Wagen nach Daltowen zurückfahren, sie hat ja doch hier keine Ruhe.“

Als Christel nach Daltowen zurückkam, sah tante Mathilde noch im Wohnzimmer und trante in alten Papieren. Schon von der Tür rief sie ihr entgegen: „Ich habe die Erlaubnis bekommen, bei dir zu bleiben. Mama läßt dich vielmals grüßen. Sie stellt mich vertrauensvoll unter deinen Schutz.“

Frau Stutterheim strich dem Mädel, das sich freudestrahlend über ihre Hand beugte, über die Waden. „Dafür werde ich mich noch morgen bei deiner Mutter bedanken. Jetzt nimm die Schlüssel und hol aus der großen Truhe im Schlafzimmer zwei neue Bettzüge und beziehe zwei Saß-Betten. Die aus dem großen Fremdenzimmer kannst du nehmen.“

Ohne zu fragen, tat Christel, was ihr aufgetragen war. Gerade, als sie damit fertig war, kam jemand die Treppe leise heraufgetappt.

Wolf stand vor ihr mit einer elektrischen Laterne in der Hand: „Ich habe dich doch nicht erschreckt?“

„Nein, Wolf, aber ich konnte es mir nicht erklären, wer hier so leise herumgegangen könnte. Du trittst sonst härter auf.“

„Na, dann nimm mal einen Arm voll Betten und komm mit. Ich nehme die anderen.“ Er leuchtete ihr mit der Laterne voran und führte sie vom Flur in den Keller.

Vor der verborgenen Tür blieb er stehen und öffnete sie durch einen Druck gegen die Wand. „Das soll hier im Notfall euer Zufluchtsort sein. Ich habe schon für alles gesorgt, bloß das Wasser machst mir Kopfzerbrechen. Für alle Fälle stelle ich euch ein Dutzend Flaschen Mostelwein unter eine der Betten. Wir müssen bloß noch ein paar Gläser und den Korkenzieher vergehen.“

Christel hatte, während er sprach, mit flinker Hand die Betten ge-

macht. „Was kann ich dir noch helfen, Wolf?“

„Nichts, Christelchen. Ich will dir nur noch draußen an der Tür den Mechanismus zeigen, durch den sie sich öffnen läßt, damit du, wenn es nötig sein sollte, allein oder mit der Mutter hier rein kommst. So, nun wollen wir rausgehen, aber erst gib mir deine Hand. Ich will dir danken, daß du meine Mutter mit großem Erfolg beschossen und in die Flucht geschlagen hatte.“

„Nun gab's täglich Patrouillen zwischen den deutschen Patrouillen und den Russen. Sie schwärmten in Trupps von zwanzig, dreißig Mann überall umher, gerschritten die Telefon- und Telegraphenleitungen und zündeten aus reinem Uebermut in den Dreischafen einzelne Gehöfte an. Ausgebauter Höfe, Getreide- und Strohfloren schienen sie grunbsächlich nicht zu verschonen. Sie waren zu ihren Brandstiftungen ohne Zweifel ausgerüstet, denn sie führten Streifen einer Zelluloidmasse bei sich, die, mit einem Streichholzstängel angezündet, jedes Gebäude unfehlbar in Brand steckte. Am Tage sah man, bald hier, bald dort, schwarze Rauchwolken aufsteigen. Und nachts war der ganze Horizont im Süden und Südosten von Feuerzeichen erhellt.“

Vor den deutschen Truppen hielten sie, obwohl sie stets in bedeutender Ueberzahl waren, niemals stand. Und unsere Feldgrauen schossen gut. Wenn die Entfernung nicht allzu groß war, holten sie mit ihren Augen stets ein halbes Duzend und noch mehr aus dem Russenschaarm heraus.“

Aus den von den Russen heimgejagten Ostschafen flüchteten die meisten Einwohner. Fortwährend taumelten sie mit Betten und Hausgerät hoch bepackt, auf der Chaussee an Daltowen vorüber. Auch die Kühe wurden mitgeführt. Grauenvolle Dinge erzählten die Flüchtlinge. Die Russen hatten Männer und Frauen und Kinder, die sie beim Einreiten in ein deutsches Dorf zufällig auf der Straße trafen, durch Langensicht oder Sabelhiebe verurteilt oder getötet. Sie hatten, wo sich ein neueriges Gesicht am Fenster zeigte, hineingeschossen. Sie hatten Vieh und Pferde mitgenommen. Ja, an mehreren Stellen hatten sie Ställe mit dem darin befindlichen Vieh verbrannt.“

In nicht ganz seltenen Fällen hatten die Leute aus törichter Neugier sich selbst in Gefahr gebracht. Trotz der Kofatenjucht wurde noch überall auf den Feldern gearbeitet. Anstatt nun ruhig bei der Arbeit zu bleiben, liefen die Menschen auf den nächsten Berg, um sich die Russen anzusehen. Dann sprengten die Russen auf sie zu und stachen alle nieder, die sie einholen konnten.“

Man wollte anfänglich nicht alles glauben, was die Flüchtlinge erzählten, wenn sie unter dem Schutz des deutschen Militärs in Daltowen haltmachten, um ihr Vieh zu tränken und zu füttern, ehe sie weiterzogen.“

Frau Stutterheim war der Ansicht, daß infolge der allgemeinen Erregung nicht nur vieles übertrieben, sondern auch manches erlogen wurde. „Aber eines Morgens kam ein Mann mit zwei Kindern zu Fuß anmarschiert und bat im Guts-hause um etwas Nahrung. Die Tränen liefen ihm unaufhaltsam die Waden herunter, und dann erzählte er, daß seine Frau vor dem Hause von einem Russen einen Sabelhieb bekommen habe, der ihr den Kopf spaltete. Darauf sei seine Tochter, ein Kind von zwölf Jahren, hinzugesprungen. Auch sie hatte der Unhold mit einem Sabelhieb niedergestreckt, dann die alte Mutter, die schreiend aus dem Hause hinauslief, und dann noch den Vater, einen Mann von achtzig Jahren.“

Auch die Nachrichten, die von anderen Stellen des gefährdeten Landes strich an der Grenze allerdings recht ipärllich einliefen, berichteten von ähnlichen Schandthaten der Russen. Von Raub und Mord, von Brand und Plünderung. Und überall waren Russen die Mordbrenner. Der Zugrimm, der auf deutscher Seite angeordnet, fand keine andere Bezeichnung, als „die Hunde“, obwohl man damit nur die treuen Gefährten des Menschen beledigte. Als man an den zahlreichen Schandthaten nicht mehr zweifeln konnte, machte Wolf noch einmal den Versuch, seine Mutter zur Flucht zu bewegen. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Russen grunbsächlich jede Domäne und jedes Gut, sobald sie es ausgeplündert hatten, niederbrannten, während sie im allgemeinen die Bauernhöfe verschonten.“

Frau Stutterheim weigerte sich nach wie vor, Daltowen zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

— Im er prattisch. Regis-

seur: „Zu dem Zweitamp im britischen Akt brauchen wir zwei Floretts; wo nehmen wir die her?“

Direktor: „Lassen Sie sich abends aus der Damengarderobe ein Paar Hutadeln holen!“

Alle drei Pferde waren erbeutet worden. Unansehnliche struppige Köpfe und Klopferbürt. Auch eine Mütze, eine Kogelke und einen Karabiner hatten die Sieger ausgelesen.

Christel hatte, während er sprach, mit flinker Hand die Betten ge-

lacht. „Was kann ich dir noch helfen, Wolf?“

„Nichts, Christelchen. Ich will dir nur noch draußen an der Tür den Mechanismus zeigen, durch den sie sich öffnen läßt, damit du, wenn es nötig sein sollte, allein oder mit der Mutter hier rein kommst. So, nun wollen wir rausgehen, aber erst gib mir deine Hand. Ich will dir danken, daß du meine Mutter mit großem Erfolg beschossen und in die Flucht geschlagen hatte.“

Nun gab's täglich Patrouillen zwischen den deutschen Patrouillen und den Russen. Sie schwärmten in Trupps von zwanzig, dreißig Mann überall umher, gerschritten die Telefon- und Telegraphenleitungen und zündeten aus reinem Uebermut in den Dreischafen einzelne Gehöfte an. Ausgebauter Höfe, Getreide- und Strohfloren schienen sie grunbsächlich nicht zu verschonen. Sie waren zu ihren Brandstiftungen ohne Zweifel ausgerüstet, denn sie führten Streifen einer Zelluloidmasse bei sich, die, mit einem Streichholzstängel angezündet, jedes Gebäude unfehlbar in Brand steckte. Am Tage sah man, bald hier, bald dort, schwarze Rauchwolken aufsteigen. Und nachts war der ganze Horizont im Süden und Südosten von Feuerzeichen erhellt.“

Vor den deutschen Truppen hielten sie, obwohl sie stets in bedeutender Ueberzahl waren, niemals stand. Und unsere Feldgrauen schossen gut. Wenn die Entfernung nicht allzu groß war, holten sie mit ihren Augen stets ein halbes Duzend und noch mehr aus dem Russenschaarm heraus.“

Aus den von den Russen heimgejagten Ostschafen flüchteten die meisten Einwohner. Fortwährend taumelten sie mit Betten und Hausgerät hoch bepackt, auf der Chaussee an Daltowen vorüber. Auch die Kühe wurden mitgeführt. Grauenvolle Dinge erzählten die Flüchtlinge. Die Russen hatten Männer und Frauen und Kinder, die sie beim Einreiten in ein deutsches Dorf zufällig auf der Straße trafen, durch Langensicht oder Sabelhiebe verurteilt oder getötet. Sie hatten, wo sich ein neueriges Gesicht am Fenster zeigte, hineingeschossen. Sie hatten Vieh und Pferde mitgenommen. Ja, an mehreren Stellen hatten sie Ställe mit dem darin befindlichen Vieh verbrannt.“

In nicht ganz seltenen Fällen hatten die Leute aus törichter Neugier sich selbst in Gefahr gebracht. Trotz der Kofatenjucht wurde noch überall auf den Feldern gearbeitet. Anstatt nun ruhig bei der Arbeit zu bleiben, liefen die Menschen auf den nächsten Berg, um sich die Russen anzusehen. Dann sprengten die Russen auf sie zu und stachen alle nieder, die sie einholen konnten.“

Man wollte anfänglich nicht alles glauben, was die Flüchtlinge erzählten, wenn sie unter dem Schutz des deutschen Militärs in Daltowen haltmachten, um ihr Vieh zu tränken und zu füttern, ehe sie weiterzogen.“

Frau Stutterheim war der Ansicht, daß infolge der allgemeinen Erregung nicht nur vieles übertrieben, sondern auch manches erlogen wurde. „Aber eines Morgens kam ein Mann mit zwei Kindern zu Fuß anmarschiert und bat im Guts-hause um etwas Nahrung. Die Tränen liefen ihm unaufhaltsam die Waden herunter, und dann erzählte er, daß seine Frau vor dem Hause von einem Russen einen Sabelhieb bekommen habe, der ihr den Kopf spaltete. Darauf sei seine Tochter, ein Kind von zwölf Jahren, hinzugesprungen. Auch sie hatte der Unhold mit einem Sabelhieb niedergestreckt, dann die alte Mutter, die schreiend aus dem Hause hinauslief, und dann noch den Vater, einen Mann von achtzig Jahren.“

Auch die Nachrichten, die von anderen Stellen des gefährdeten Landes strich an der Grenze allerdings recht ipärllich einliefen, berichteten von ähnlichen Schandthaten der Russen. Von Raub und Mord, von Brand und Plünderung. Und überall waren Russen die Mordbrenner. Der Zugrimm, der auf deutscher Seite angeordnet, fand keine andere Bezeichnung, als „die Hunde“, obwohl man damit nur die treuen Gefährten des Menschen beledigte. Als man an den zahlreichen Schandthaten nicht mehr zweifeln konnte, machte Wolf noch einmal den Versuch, seine Mutter zur Flucht zu bewegen. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Russen grunbsächlich jede Domäne und jedes Gut, sobald sie es ausgeplündert hatten, niederbrannten, während sie im allgemeinen die Bauernhöfe verschonten.“

Frau Stutterheim weigerte sich nach wie vor, Daltowen zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

— Im er prattisch. Regis-

seur: „Zu dem Zweitamp im britischen Akt brauchen wir zwei Floretts; wo nehmen wir die her?“

Direktor: „Lassen Sie sich abends aus der Damengarderobe ein Paar Hutadeln holen!“

Alle drei Pferde waren erbeutet worden. Unansehnliche struppige Köpfe und Klopferbürt. Auch eine Mütze, eine Kogelke und einen Karabiner hatten die Sieger ausgelesen.

Christel hatte, während er sprach, mit flinker Hand die Betten ge-

lacht. „Was kann ich dir noch helfen, Wolf?“

„Nichts, Christelchen. Ich will dir nur noch draußen an der Tür den Mechanismus zeigen, durch den sie sich öffnen läßt, damit du, wenn es nötig sein sollte, allein oder mit der Mutter hier rein kommst. So, nun wollen wir rausgehen, aber erst gib mir deine Hand. Ich will dir danken, daß du meine Mutter mit großem Erfolg beschossen und in die Flucht geschlagen hatte.“

Nun gab's täglich Patrouillen zwischen den deutschen Patrouillen und den Russen. Sie schwärmten in Trupps von zwanzig, dreißig Mann überall umher, gerschritten die Telefon- und Telegraphenleitungen und zündeten aus reinem Uebermut in den Dreischafen einzelne Gehöfte an. Ausgebauter Höfe, Getreide- und Strohfloren schienen sie grunbsächlich nicht zu verschonen. Sie waren zu ihren Brandstiftungen ohne Zweifel ausgerüstet, denn sie führten Streifen einer Zelluloidmasse bei sich, die, mit einem Streichholzstängel angezündet, jedes Gebäude unfehlbar in Brand steckte. Am Tage sah man, bald hier, bald dort, schwarze Rauchwolken aufsteigen. Und nachts war der ganze Horizont im Süden und Südosten von Feuerzeichen erhellt.“

Vor den deutschen Truppen hielten sie, obwohl sie stets in bedeutender Ueberzahl waren, niemals stand. Und unsere Feldgrauen schossen gut. Wenn die Entfernung nicht allzu groß war, holten sie mit ihren Augen stets ein halbes Duzend und noch mehr aus dem Russenschaarm heraus.“